

Das „Mäusekrematorium“  
oder  
Von der Kunst des Heizens

Es war mir klar gewesen, dass sich einiges ändern würde in unserem Leben, als meine Frau und ich aufs Land zogen. Ihre Großmutter hatte in einem Dorf außerhalb der Stadt ein Haus besessen und es gemeinsam mit ihrer Schwester, der Tante Mizzi, den Sommer über bewohnt. Es war ein kleines Haus aus der Vorkriegszeit, im Grunde eine Drei-Zimmer-Wohnung mit Küche und Bad, nur eben als freistehendes Haus. Das Haus war sehr schmal und außen mit hellgrauen Eternit-Schindeln gedeckt, wie man sie oft sieht in ländlichen Gegenden. Nachdem die Oma gestorben war, ging Tante Mizzi ins Altenheim, und das Haus wurde eine Zeit lang vermietet. Zuletzt stand es praktisch leer, bis wir dort einzogen. Der Umzug fand im Sommer statt, und wir genossen das Landleben zunächst in vollen Zügen.

Nach dem Tod der Oma hatten die Eltern meiner Frau eine Heizung ins Haus einbauen lassen, eine Gastherme, die so wie die Etagenheizung einer Stadtwohnung funktionierte. In der Küche befand sich ein Thermostat, den man auf die gewünschte Temperatur einstellen konnte, und die Therme heizte solange, bis die Temperatur erreicht war. Aber das alte Haus war schlecht isoliert, und weil es frei stand und somit den in dieser Gegend stark wehenden Winden ausgesetzt war, kühlte es schnell aus, so dass die Heizung, sobald der Winter kam, praktisch permanent lief.

In jenem Jahr stiegen der Ölpreis und in seinem Gefolge auch der Gaspreis enorm an. Zum einen lag das am unstillbaren Energiehunger der chinesischen Volkswirtschaft, die damals die dynamischste der Welt war. Zum anderen an der politischen Unsicherheit in den erdölexportierenden Regionen des Nahen und Mittleren Ostens, die nach Terroranschlägen islamistischer Organisationen weltweit und der Besetzung des Irak durch US-amerikanische und mit ihnen verbündete Truppen nicht zur Ruhe kamen. Und dann hatte ein schwerer Hurrikan die amerikanischen Erdölförderanlagen im Golf von Texas nachhaltig beschädigt. Auf diese Entwicklungen reagierte der Weltmarkt mit exorbitant steigenden Energiepreisen. Auch unser regionaler Energie-Versorger erhöhte die monatlichen Vorauszahlungen für Gas in einem Ausmaß, dass einem das Blut in den Adern gefror.

Ich konnte damals beobachten, wie das Heizen für die Menschen, die mit uns auf dem Land lebten, zu einem unerschöpflichen Thema wurde, das Stoff für abendfüllende Gespräche bot. Saß man bei einem Glas Wein zusammen, kam die Rede unweigerlich auf den Ölpreis, Hausherren legten die Energiebilanzen ihrer Eigenheime offen, und man diskutierte angeregt über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Heizungstypen, über den Wert einer guten Isolierung, über verborgene Kälte-Wärme-Brücken, die man mit einem Infrarotgerät aufspüren konnte, über Passiv- und Niedrigenergiehäuser und so weiter.

Der Mann der Cousine meiner Frau zum Beispiel hatte sich erst im Sommer eine hochmoderne Hackschnitzelheizung in sein renoviertes Bauernhaus eingebaut. Zuerst hatte er einen Raum am Ende des Nebentraktes, direkt neben dem ehemaligen Heustadl, mit einem Estrich versehen und gefliest. Dann wurde hinten in dem klinisch weißen Raum ein rotschwarz glänzender, etwa anderthalb Meter hoher High-Tech-Zylinder aufgestellt, der durch ein viereckiges Rohr mit dem Stadl verbunden war. In dem Rohr befand sich eine von einem Motor angetriebene Schnecke, die Holzspäne – Hackschnitzel – aus einem Trog in die Heizkammer zog, wo sie ein Heißluftgebläse in Brand setzte.

Tagelang verbrachte der Mann der Cousine meiner Frau seine freie Zeit damit, die Anschlüsse für die verschiedenen Heizkreise, für Radiatoren, Fußbodenheizung und Warmwasser, zu legen und die Heizung zu programmieren und ihren Betrieb optimal

auszutariieren. Mit der ihm eigenen Besonnenheit und Umsicht ging er zu Werke, verlegte Rohre, Kabel und Anschlüsse, setzte Armaturen und Regler ein. Er ließ sich in seiner Ruhe auch nicht beirren, als seine Frau ihm in den Ohren lag, weil die Heizperiode rapide näher rückte und das erste Kind, das die beiden im Sommer bekommen hatten, natürlich nicht frieren sollte. Und tatsächlich, die Heizung wurde pünktlich vor dem ersten Kälteeinbruch fertig.

Kam man in dieser Zeit abends bei den beiden auf Besuch, so hieß es meistens: „Peter ist hinten bei seiner Heizung.“ Da traf man ihn dann auf einem Hocker sitzend an. Mit einem Achtel Rotwein in der Hand lauschte er dem Surren des Elektromotors, der die Schnecke antrieb, und blickte versonnen auf das technische Wunderwerk, dessen stolzer Eigentümer er nun war und das ihm und seiner Familie in den kommenden Monaten und Jahren Wärme und häusliches Behagen spenden würde. Nur zu gern führte er einem die Heizung vor, erklärte die Funktionsweise, sprach von Betriebstemperaturen, Brennwerten, Vorlaufzeiten, Wärmetauschern et cetera und vergaß auch nicht, dem Besucher ebenfalls ein Glas Wein anzubieten, damit wir gemeinsam auf die neue Heizung anstoßen konnten.

Angesichts der steigenden Öl- und Gaspreise erfreute sich Holz als nachwachsender Energieträger wachsender Beliebtheit, insbesondere auf dem Land, wo ausgedehnte Wälder vor der Haustür lagen und viele Familienväter ihr Brennholz selbst schlugen. Gegenüber einem herkömmlichen Holzvergaser oder Feststoffbrenner wies eine Hackschnitzelheizung nochmals Vorteile auf: Ihre Brennstoffversorgung erfolgte automatisch, man musste also nicht laufend nachlegen. Dasselbe galt für die sogenannte Pellets-Heizung, die mit kleinen maschinell gepressten Holzpillen befeuert wurde. Aber diese Pellets konnten nur industriell hergestellt werden, was den Besitzer einer solchen Heizung abhängig machte von der Holzindustrie, die dann auch wirklich bald die Preise für Pellets in unverschämter Weise anheben sollte, nachdem sie sie jahrelang niedrig gehalten hatte – wie ein Dealer, der seine Kunden erst abhängig macht, um sie dann auszunehmen. Bei der Hackschnitzelheizung bestand diese Gefahr nicht, denn Holzspäne waren im Grunde noch einfacher herzustellen als herkömmliche Holzscheite. Man brauchte nur einen größeren Häcksler, in den man meterdicke Stämme hineinstecken konnte, die unten als Berg kleiner Hackschnitzel wieder herauskamen. Der einzige Nachteil war: So eine Heizung war vergleichsweise teuer in der Anschaffung, und man brauchte viel Platz für das Häckselgut, Platz, der allerdings auf bäuerlichen Anwesen reichlich vorhanden ist.

In unserem Häuschen stand uns soviel Platz nicht zur Verfügung. Überhaupt war es uns damals nicht möglich, unsere Heizung grundlegend zu renovieren. Andererseits war nicht einzusehen, dass wir uns mit unserer Gastherme und dem schlecht isolierten Haus von den Energie-Dealern ruinieren lassen sollten. In unserem konkreten Fall hätten nicht die Saudis profitiert, sondern der unheimliche „Energie-Zar“ im Osten, der russische Präsident Wladimir Putin und seine Firma Gazprom. Der sich in jenem Jahr schon früh ankündigende strenge Winter bot dem Russen eine gute Gelegenheit, seine energiepolitischen Muskeln zu spannen und jene europäischen Länder, die vom russischen Gas abhängig waren, unter Druck zu setzen. Insbesondere die Ukraine, die sich gerade erst in einer demokratischen Revolution von Russland ab- und dem Westen zugewandt hatte, stöhnte unter exorbitant erhöhten Gaspreisen, und die EU begann sich um die zukünftige Energieversorgung des Kontinents ernste Sorgen zu machen. Unter diesen Bedingungen schien Energiesparen nicht nur ökonomisches Gebot, sondern eine politische Tat zu sein.

Außer der Gastherme verfügte unser Haus noch über einen kleinen Ofen, der im Wohnzimmer installiert war und den wir, als es draußen kälter wurde, in Betrieb nahmen. Oder besser gesagt: Ich nahm den Ofen in Betrieb, denn das Heizen wurde im Rahmen der

häuslichen Arbeitsteilung bald ganz meine Aufgabe. Es war ein kleiner gusseiserner Allesbrenner der Marke „Austria Email“, innen mit brüchigem Schamott ausgekleidet und außen mit einer aufklappbaren, braun-beigen Blechumhüllung ausgestattet, deren Design auf die späten fünfziger oder die frühen sechziger Jahre hindeutete. Dieser Ofen hatte drei Öffnungen, eine auf der Oberseite in Form eines Deckels, der bei normalem Betrieb geschlossen blieb, und zwei Klappen auf der Vorderseite, eine obere zum Befüllen und eine unten, zum Befeuern, Stochern und zum Säubern des Ofens.

Zu unserem Haus gehörte außerdem ein etwas verfallener Schuppen aus Holz, dessen morsche Decke sich unter der Last des bald reichlich fallenden Schnees bog und in dem allerlei Gartengerät, Fahrräder, Mülltonnen und dergleichen untergebracht waren. Ein Abteil dieses Schuppen von ungefähr drei mal vier Metern Grundfläche hatte seit jeher als Holzlager gedient und war noch mit beträchtlichen Vorräten an Brennmaterial angefüllt, das allerdings seine Eigenheiten aufwies. Richtige Holzscheite waren nur wenige darunter. Der größte Teil war ein mannshoch und metertief gestapelter Vorrat sogenanntes „Birdelholz“, den noch die Oma und die Tante angelegt hatten.

Als „Birdelholz“ bezeichnete man in unserer Gegend Kleinholz zum An- und Einheizen, also dünne Äste und Zweige, die im Wald gesammelt, nach Hause getragen, mit einer speziellen Vorrichtung auf Unterarmlänge geschnitten und dann zu handlichen Bündeln verschnürt wurden, eine mühselige Arbeit, die sich damals kaum noch jemand antat. Aber die Großmutter meiner Frau und ihre Tante Mizzi waren offenbar fleißige Birdelholz-Sammlerinnen gewesen, wie die zehn Jahre nach ihrem Auszug immer noch ansehnlichen Vorräte bezeugten.

Weiters lagerte im Schuppen ein Haufen Koks sowie allerlei altes Zeug: eine Sammlung von leeren Waschmitteltonnen aus Pappe, die offenbar zum Transport von Brennmaterial gedient hatten, hölzernes Werkzeug, dessen Zweck mir unbekannt war, ein Paar Krücken von jener altmodischen Sorte, die man sich unter die Achseln klemmt (und für die ich später eine neue Verwendung fand, indem ich einen krumm gewachsenen Pfirsichbaum damit abstützte), ferner alte Zeitungen, Styroporsteile, Plastiksäcke, Holzbretter et cetera. Dieser ganze Krempel war mit einer gewaltigen Schicht Staub bedeckt, mit Spinnweben verhängen und hatte offenbar etlichen Generationen von Nagetieren als Wohnstätte gedient. Überall lagen aufgenagte Walnüsse, zerkrümeltes Styropor, zerfledderte Zeitungen und Mäusedreck herum, und in mancher Pappschachtel fanden sich ihre verlassenen Nester.

Den Inhalt dieses Verschlages zu verheizen bedeutete zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, nämlich Wärmegewinnung und Müllverbrennung miteinander zu verbinden. Über die Umweltverträglichkeit dieses Verfahrens machte ich mir keine Illusionen. Das Birdelholz war so vertrocknet, dass es nicht selten unter der Hand zu Staub zerfiel, abgesehen von all dem Dreck, der darin hing, denn die Mäuse und Eichhörnchen waren natürlich auch zwischen dem Brennholz herumgeturnt, worauf noch zurückzukommen sein wird. An der zunehmenden Feinstaubbelastung, die in jenem Winter die Öffentlichkeit erregte, fühlte ich mich ein wenig mitschuldig. Und dass ich in diesem Winter eine erhöhte Anfälligkeit für Atemwegserkrankungen zeigte, führte ich jedenfalls auch auf meine häufigen Aufenthalte in dem Schuppen und meinen Umgang mit diesem Brennmaterial zurück.

Mein schlechtes Gewissen gegenüber der Umwelt beruhigte ich damit, dass es sich ja bloß um eine vorübergehende Maßnahme handelte. Wenn ich den Schuppen erst einmal leergeheizt hatte, würde ich für das folgende Jahr gescheitertes Brennmaterial besorgen. Eigentlich hatte ich das sogar in diesem Jahr schon versucht, aber die Nachfrage nach Brennholz war aufgrund der bereits erwähnten Konjunktur des Ölpreises enorm gestiegen, und ich war zu spät dran gewesen. Alle Holzhändler der Umgebung hatten ihre Vorräte an

brennfertigen Scheiten bereits verkauft. Einige boten mir das im vergangenen Winter geschlagene Holz an, aber das war noch zu feucht, wie ich inzwischen wusste, denn gutes Brennholz, Buche, Eiche oder Akazie etwa, sollte mindestens zwei Jahre lagern, um seinen idealen Brennwert zu erreichen.

Ich hatte sogar eine dieser tschechischen Nummern angerufen, die im Anzeigenblättchen unseres Bezirks inseriert waren und mit preisgünstigen Brennholzlieferungen warben. Der Mann am Telefon sprach gut deutsch und hatte auch noch genug Holz im Angebot, aber er verlangte verständlicherweise, dass ich ihm eine größere Menge abnahm, damit sich die weite Anfahrt für ihn lohnte, mindestens acht Raummeter. Das erschien mir jedoch für unseren Bedarf zuviel, zumal ich nicht wusste, wo wir soviel Holz lagern sollten, denn der Schuppen war ja noch gefüllt mit dem Birdelholz, dem Koks und dem anderen Krempel. Mir wurde nun endgültig klar, dass ich um diese dunkle Masse nicht herumkommen würde, dass sie mein Schicksal war und ihre Vernichtung meine Aufgabe. Wie ein Stein im Malefiz-Spiel, den man erst aus dem Weg räumen muss, bevor man weiterkommt. Erst wenn der Schuppen leer war, würde der Weg frei sein, um im nächsten Jahr gutes Brennholz zu kaufen und einzulagern. Also machte ich mich ans Werk.

Am Anfang machte das Heizen richtig Spaß. So ein Ofen verströmt eine ganz andere, viel behaglichere Wärme als eine Zentralheizung, und das Bewusstsein, diese Wärme durch die eigene Arbeit des Befeuerns erzeugt zu haben, vergrößerte das Behagen noch. Morgens musste der Ofen zunächst von der Asche gereinigt und eingheizt werden. Dazu musste ich das erste Mal am Tag nach draußen gehen, die Schale, in der sich die Asche angesammelt hatte, in einen zerbeulten Metallkübel entleeren, wo sie zur gänze auskühlen konnte, und die erste Ladung Holz und Koks aus dem Schuppen holen. Für den Koks hatte ich ein längliches Behältnis aus Kunststoff, mit einem Henkel, und zum Füllen und Befeuern eine kleine Eisenschaufel. Das Holz holte ich mit einem kleinen Korb.

Das Einheizen bereitete mir keine besonderen Schwierigkeiten. Ich benutzte ein Dreischicht-System: zu unterst mehrere locker zusammengeknüllte Zeitungsblätter, darüber eine Lage Birdelholz und schließlich ein paar dickere Äste oder Stücke Bauholz, um eine nachhaltige Glut zu schaffen als Grundlage für die zweite Ladung. Diese erforderte zwar ein gewisses Timing: Öffnete man die Klappe zu früh, kamen einem beißende Rauchschwaden entgegen und verbreiteten sich im Wohnzimmer. Öffnete man sie zu spät, war die Glut schon wieder so schwach, dass man praktisch ein zweites Mal einheizen musste. Aber das Timing hatte ich bald heraus.

Schwerer tat ich mich mit dem Koks, einem Brennmaterial, mit dem ich keinerlei Erfahrung hatte. Der Koks verlangte einen ordentlichen Luftzug, um in Brand zu geraten, und entwickelte dann eine starke Glut, die jedoch bei anhaltendem Luftzug nicht lange währte. Für die Regulierung der Zugluft verfügte der Ofen über ein eigenes Rädchen, dessen Bedienung mir aber zu umständlich war, so dass ich bald dazu überging, die Luftzufuhr durch das Öffnen und Schließen der unteren Klappe zu regeln. Den Koks am Glühen zu erhalten, erforderte einiges Geschick und ständige Aufmerksamkeit. Ein weiterer Nachteil dieses Brennmaterials lag darin, dass es als Steinkohle nicht rückstandsfrei verbrannte beziehungsweise sich durch die Kombustion zu Schlacke zersetzte wie Holz oder etwa Braunkohle, sondern seine Form im wesentlichen beibehielt. Und so füllte sich der Ofen im Laufe des Tages mit ausgeglühtem Koks, der ab einer gewissen Menge den Betrieb behinderte und daher regelmäßig, das heißt mindestens zweimal am Tag, entfernt werden musste.

Der Ofen hielt mich also auf Trab. Ihn am Laufen zu halten erforderte große Wachsamkeit und einige Rennerei. Zudem entstand beim Leeren und Füllen eine Menge Dreck, so dass ich

mehrmals am Tag mit dem Besen oder Wischlappen hantieren musste. Dafür ließen sich mit der Kombination aus Koks und Birdelholz beachtliche Temperaturen erzeugen, eine solche Hitze, dass der Ofen förmlich glühte, die Farbe auf dem Ofenrohr Blasen warf und der Putz auf dem Kamin Risse zeigte.

Als Wladimir Putin noch nicht russischer Präsident, sondern sowjetischer KGB-Offizier war, erlebte er an seinem Einsatzort Dresden das Ende der DDR. Einer Legende zufolge soll er damals in so großer Eile so viele Geheimakten verbrannt haben, dass der Ofen, den er dafür benutzte, schließlich explodierte. Wie man sich so etwas vorzustellen hat, erlebte ich in diesem Winter. Als ich unseren „Austria Email“ einmal besonders kräftig eingeheizt hatte, vernahm ich irgendwann einen dumpfen Knall. Ich eilte aus der Küche ins Wohnzimmer. Der Ofen stand da wie eh und je. Doch bei näherer Inspektion stellte ich fest, dass er einen feinen Riss bekommen hatte, der sich von der oberen Klappe auf der Vorderseite schräg nach oben zog. Zunächst war ich erschrocken und fürchtete schon, dass der Ofen unbrauchbar geworden war. Doch es zeigte sich, dass der Riss den Betrieb nicht weiter beeinträchtigte.

Es ist schon erstaunlich, was so ein Ofen aushält. Mein Vater hat mir einst eine Geschichte erzählt aus der Nachkriegszeit. Im Bauernhof seiner Verwandten, wo mein Vater den Krieg überlebt hatte, waren nach der Kapitulation amerikanische Besatzungssoldaten einquartiert. Sie blieben bis zum Sommer. Wochen oder Monate später, als die Kälteperiode anbrach und der Ofen im Wohnzimmer zum ersten Mal eingeheizt wurde, gab es eine Explosion, die den Ofen aus seiner Verankerung im Boden riss. Das Ofenrohr zerbarst, und beißender Rauch quoll ins Zimmer. Im Ofen fand man die Reste einer amerikanischen Handgranate: ein Abschiedsgeschenk der Besatzer.

Nachdem unser Ofen gesprungen war, ging ich beim Heizen vorsichtiger zu Werke. Trotzdem erzeugte der Ofen mit der Mischung aus Birdelholz und Koks immer noch genug Wärme, um das Wohnzimmer und die angrenzende Küche behaglich zu machen. Der Kaminzug, durch den der Rauch aufstieg, fungierte dabei als Speicher. Im Laufe des Vormittags heizte er sich so sehr auf, dass seine geflieste Rückseite in der Küche wie ein Kachelofen wirkte, wo sich vor allem meine Frau gern anlehnte. Wir lebten praktisch nur in diesen zwei Räumen, ich im Wohnzimmer, sie in der Küche. Das obere Stockwerk hatten wir stillgelegt.

Selbst als die Temperaturen draußen auf weniger als minus fünfzehn Grad sanken, kamen wir den meisten Teil des Tages ohne die Gastherme aus. Abends warf ich zwei, drei Braunkohle-Briketts schlesischer Provenienz in den Ofen, von denen ich im Baumarkt einige Pakete gekauft hatte. Die Briketts glühten über Nacht langsam durch und verzögerten dadurch das Auskühlen. Meistens war morgens noch eine Restglut vorhanden, so dass es sich schneller einheizen ließ. Dennoch war es beim Aufstehen oft schon so kühl, dass wir die Gastherme für ein Stündchen anwarfen, bis der Ofen wieder auf Touren gekommen war.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an den Rhythmus von Säubern, Einheizen, Holz Holen, Kohle Holen, Nachlegen, Stochern, Öffnen der Klappe, Schließen der Klappe, Asche Auffegen, Dreck Aufwischen, Wasser Nachfüllen. Auf dem Ofen stand stets ein Blechtopf mit Wasser, das durch die Hitze verdunstete und so die Luft befeuchtete. Meine innere Uhr stellte sich auf diese Aufgaben ein und meldete sich von allein, wenn eine von ihnen zu erledigen war. Der Ofen war sozusagen immer in meinem Hinterkopf präsent. Nur selten kam es vor, dass er unbeabsichtigt ausging. Dass ich meine Arbeit – ich schrieb damals an einem Buch – seinetwegen mehrmals in der Stunde unterbrechen musste, war halb so wild, denn die Bewegung tat mir wohl. Und dass ich regelmäßig zum Schuppen hinausgehen musste, um Nachschub an Brennmaterial zu holen, brachte mich immerhin an die frische Luft.

Hatte ich mich zu Anfang des Winters mit Feuereifer auf die neue Aufgabe des Heizens gestürzt, so wurde mit den Wochen daraus eine alltägliche Verrichtung und schließlich eine zunehmend lästige Routine: das morgendliche Säubern des Ofens, der Gang in den Schuppen, das Einheizen, das stete Kontrollieren, Nachlegen, Stochern und das Entfernen der Schlacke, Tag für Tag, Ladung für Ladung. Dazwischen das Aufwischen des Schmutzes. Immer öfter ertappte ich mich dabei, wie ich morgens länger im warmen Bett liegen blieb, weil mir die Aussicht, zunächst den Ofen reinigen, einheizen und dann noch eine ganze Weile warten zu müssen, bis das Haus warm sein würde, wenig verlockend erschien. Als wir über Weihnachten für zwei Wochen wegfuhr, war ich vor allem deshalb froh, weil das Urlaub vom Heizen bedeutete. Dabei lag der eigentliche Winter noch vor mir. Er wurde kalt, schneereich und dauerte bis spät ins Frühjahr. Ein Jahrhundertwinter.

Durch das Heizen änderte sich meine äußere Erscheinung. Wegen des Feinstaubes setzte ich bei jedem Gang in den Schuppen einen Mundschutz auf und wegen des Drecks, der beim Heizen entstand, trug ich zuhause nur mehr alte Kleidung, möglichst dunkle, damit man den Ruß, mit dem ich mich bei der Arbeit des Heizens unweigerlich beschmierte, nicht so deutlich sah. Zuweilen bemerkte ich im Spiegel schwarze Flecken im Gesicht, wenn ich es versehentlich mit den verrußten Händen berührt hatte. Der Gang zum Waschbecken nach jeder Aktivität am Ofen oder im Schuppen wurde ebenfalls zur Routine, nicht nur wegen des Drecks. Die Kühlung durch das Wasser tat meinen Händen wohl. Sie waren vom häufigen Befüllen des Ofens, durch die starke Hitze, die beim Befüllen aus der geöffneten Klappe abstrahlte, rissig und schließlich wund geworden. Ich pflegte sie mehr schlecht als recht mit Nivea-Creme. Als der Schmerz überhand nahm, zog ich mir beim Befüllen des Ofens Arbeitshandschuhe über.

Die Handschuhe hatten außerdem den Vorteil, dass ich nicht mit bloßen Händen in den Holzhaufen im Schuppen greifen musste. Schicht um Schicht trug ich den Haufen ab und hatte dabei zunehmend den Eindruck, eine erdgeschichtliche Studie zu betreiben. Bestanden die oberen Lagen noch erkennbar auch Birdelholz, auch wenn es staubtrocken war und oft unter den Händen zerbröselte, so wurde das Brennmaterial nach unten hin immer undefinierbarer, ein Gemisch von Zweigen, zersägten Latten, vertrocknetem Laub, Staub und Mäusedreck, um endlich in Erde und Humus überzugehen: So weit war der biologische Umwandlungsprozess bereits fortgeschritten, der im übrigen auch vor der rückwärtigen Wand des Schuppens nicht Halt machte. Aber als ich das feststellte, war ich mit meinen Grabungen gleichsam schon im Präkambrium des Holzhaufens und am Ende des Winters angekommen.

Bereits viel früher stieß ich auf die erste Fossilien führende Schicht. Im ersten Moment begriff ich gar nicht, was ich da in der Hand hielt, ein lederartig hartes Etwas von bizarrer Form, grünbrauner Farbe und vielleicht zehn Zentimetern Länge. Ich dachte erst, es sei eine versteinerte Kröte, aber dann erkannte ich, dass es sich um ein mumifiziertes Eichhörnchen handelte. Ich erkannte es an den charakteristischen Schneidezähnen, die sich, vielleicht im Todeskampf, in einem Stück Holz verbissen hatten. Das Ding sah einigermaßen widerlich aus. Von diesem Tag an benutzte ich im Schuppen die Arbeitshandschuhe.

Das mumifizierte Eichhörnchen warf ich in den Ofen. Ebenso verfuhr ich mit all den Skeletten von Nagetieren, die ich im Laufe des Winters im Schuppen aushob. Von daher bekam der Ofen seinen Spitznamen: das „Mäusekrematorium“. Während die Skelette der Mäuse aufgrund ihrer Größe leicht identifiziert werden konnten, war ich mir bei denen der Eichhörnchen lange nicht sicher, ob es nicht in Wirklichkeit die von Ratten waren. Allerdings hatte ich niemals eine lebende Ratte auf unserem Grundstück gesehen, im Gegensatz zu Eichhörnchen, die rudelweise auftraten und stets zu Streichen aufgelegt waren. Der

Unterschied zwischen dem possierlichen Aussehen und Gebaren dieser Tierchen und ihrer Abscheulichkeit als Skelett war frappierend. Mit ihren länglichen Schädeln und den bloßliegenden Schneidezähnen wirkten sie nahezu böse, und das ballonartige Gerippe gab ihnen ein morbides Aussehen. Wenn ich die Skelette in den Ofen warf, verformten sie sich knisternd in der Glut, und das Feuer leuchtete gespenstisch durch die leeren Augenhöhlen.

Der Winter wollte kein Ende nehmen, und die Vorräte im Schuppen, die mir zunächst unerschöpflich erschienen waren, schrumpften unaufhaltsam und gingen schließlich zur Neige. Als ich praktisch nur noch mit Eichkatzerdung heizte, fuhr ich gelegentlich zum Sommerhaus meiner Schwiegereltern, das ein paar Dörfer entfernt lag, und holte mir ein paar Körbe Holzscheite, Reste eines vor Jahren umgehauenen Obstbaums, die dort lagerten. So kamen wir über die Runden.

Mitte April beendeten wir feierlich die Heizperiode mit einem Osterfeuer hinten auf unserem Grundstück, bei dem ich noch einmal einige Schubkarren voller Holzreste aus dem Schuppen verbrannte. Als ich danach in den fast leeren Schuppen blickte, in dem nur noch Dreck und Gerümpel herumlag, das sich nicht zum Verbrennen eignete und daher auf anderem Wege entsorgt werden musste, spürte ich Stolz in mir aufsteigen. Ich hatte den Schuppen und seine dunkle Masse besiegt und uns einen Winter lang Energieautarkie erkämpft. Am Lagerfeuer öffneten meine Frau und ich eine Flasche Bier, prosteten uns zu und schauten still in die Flammen. Vor uns lagen Frühling und Sommer: lange unbeschwerte Monate, in denen uns immer warm sein würde, ohne zu heizen.

Alle Rechte an diesem Text liegen beim Autor:

© Christian Jostmann, 2006

autor@jostmann.at

www.jostmann.at